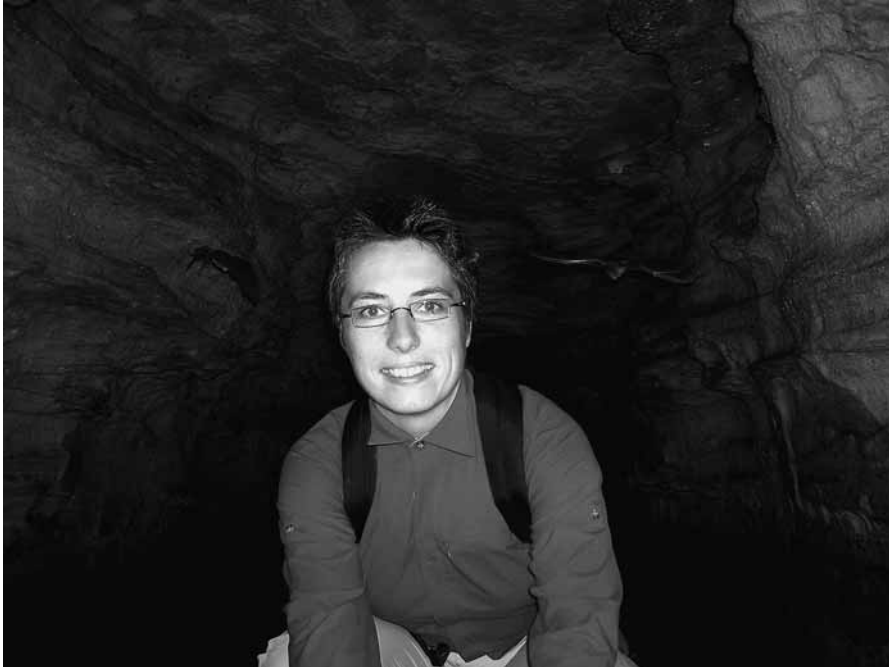


Anne-Katrin Wehrmann

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Ghana

vom 03. November bis 13. Dezember 2008

Aus dem Leben eines Musterschülers: Wie stabil ist die Demokratie in Ghana und was bekommt die Bevölkerung vom Wirtschaftswachstum mit?

Von Anne-Katrin Wehrmann

Ghana, vom 03. November bis 13. Dezember 2008



Inhalt

1. Zur Person	470
2. Prolog	470
3. Königlicher Empfang in Jogginghose und Flip-Flops	471
4. Auf den Spuren von Indiana Jones	473
5. „Wir sind nicht sehr reich, aber wir genießen die Freiheit“	475
6. Sie predigen Frieden	477
7. Warum Tote nicht zwangsläufig wesentliche Zwischenfälle sind	478
8. „Die ganze Welt schaut auf uns“	480
9. Versammlung unterm Mangobaum – Das Shea-Butter-Projekt von Yendi	482
10. Für manche kommt die Nacht zwei Stunden später	484
11. Solarstrom für die Zukunft	486
12. Die Wirtschaft wächst – aber für wen?	488
13. „Wir werden nichts tun, was die Demokratie untergraben könnte“	489
14. Dieselben Fragen, andere Antworten	491
15. Endspurt in einem offenen Rennen	492
16. Wind of Change	494
17. Nach der Wahl ist vor der Wahl	497
18. Epilog	499
19. Danksagung	500

1. Zur Person

Anne-Katrin Wehrmann wurde am 5. Februar 1977 in Auetal geboren. Bereits während ihrer Schulzeit im lippischen Blomberg schrieb sie für die dortige Lokalzeitung und wusste seitdem, dass sie Journalistin werden wollte, um hinter Fassaden und über Tellerränder blicken zu können. Nach dem Abitur studierte sie in Köln Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft. In dieser Zeit arbeitete sie als freie Mitarbeiterin für die Gratiszeitung „20 Minuten Köln“ sowie später unter anderem für den „Kölner Stadt-Anzeiger“ und für den „Deutschlandfunk“. Sie volontierte in Bremerhaven bei der „Nordsee-Zeitung“ und wechselte dann zur Tageszeitung „Die Glocke“ ins Münsterland, wo sie seither als Redakteurin beschäftigt ist.

Dass westliche Medien fast immer nur dann über Afrika berichten, wenn es Naturkatastrophen und menschliche Tragödien zu vermelden gibt, ist für sie, die an größeren Zusammenhängen und am Alltagsleben von Menschen interessiert ist, nicht nachvollziehbar. Ghana wählte sie unter anderem deswegen als Reiseziel, weil das westafrikanische Land derzeit als „Musterschüler“ und „Modellstaat“ eines ganzen Kontinents in Sachen politischer Stabilität und wirtschaftlicher Entwicklung gilt. Ihr Stipendium trat sie an, als sich Ghana in der heißen Phase des jüngsten Präsidentschafts- und Parlamentswahlkampfes befand – eine ideale Zeit um zu beobachten, wie stabil die Demokratie dort tatsächlich ist und ob die Ghanaer nach Jahren des Wirtschaftswachstums zufrieden mit sich, ihrem Leben und ihrer politischen Führung sind.

2. Prolog

Meine Reise nach Ghana beginnt in Essen. Genauer gesagt: im Wohnzimmer von Mike Nyarko. Mike Nyarko ist der Cousin von Francis Wetey. Und er ist der persönliche Sprecher von Nai Agyemang Wyetty Otabi III.

Fünf Jahre ist es jetzt her, dass aus dem Duisburger Bergmann Francis Wetey der Paramount Chief von Awutu, eben Nai Agyemang Wyetty Otabi III., geworden ist. Nicht ganz freiwillig war das damals: Beim Urlaub in Ghana hielt ihn seine Sippe drei Wochen lang unter Hausarrest – bis er schließlich einwilligte, den ihm angetragenen neuen „Job“ zu übernehmen. Nun lebt der Mann, der Ghana vor gut 30 Jahren verlassen hatte, wieder in seiner alten Heimat. Und wenn er einmal in Deutschland zu Besuch ist, übernimmt sein Cousin aus Essen die Rolle seines Sprechers.

Wenn Mike Nyarko über seinen Verwandten spricht, sagt er nicht: „Ich habe gestern mit meinem Cousin telefoniert.“ Er sagt: „Ich habe gestern mit

meinem König telefoniert.“ Die Tradition spielt noch eine wichtige Rolle im modernen Ghana, das wird sofort klar. Er zeigt mir ein Video von einem Fest zu Ehren der Ahnen, an dem er vor ein paar Wochen teilgenommen hat – zum ersten Mal seit Jahren war er dafür wieder nach Ghana gereist. Es wirkt ein bisschen wie Karneval: ein Umzug mit zahllosen gut gelaunten Frauen, Männern und Kindern, bunte Kostüme, laute Musik. Dass der König in einer prächtigen Sänfte hoch über den Köpfen seines Volkes getragen wird, ist für rheinländische Verhältnisse allerdings eher ungewöhnlich.

In einer Szene des Films sind viele Menschen zu sehen, die Stühle auf ihren Köpfen tragen. Jede Familie habe einen eigenen Stuhl, erklärt der Cousin des Regenten. „Stühle sind bei uns sehr wichtig, jeder hat seine eigene Bedeutung. Du kannst alles von uns haben – aber wenn du jemandem den Stuhl wegnimmst, hast du verloren.“ Awutu sei das zweitgrößte Stammeskönigtum in Ghana nach Ashante. In der Vergangenheit habe es allerdings mangels guter Führer an Bedeutung verloren. „Aber jetzt kommen wir zurück“, meint Mike Nyarko und lacht. „Mit deutschen Tugenden.“

3. Königlicher Empfang in Jogginghose und Flip-Flops

Einige Wochen später sitze ich auf der Veranda von Nai Agyemang Wyetty Otabi III. In Ghanas Hauptstadt Accra hat er sich ein neues Haus bauen lassen – es ist noch nicht ganz fertig, aber immerhin schon so weit, dass man darin wohnen kann. Seine Frau und sein kleiner Sohn, die momentan noch in Duisburg leben, werden demnächst nachkommen. Etwas abseits vom Trubel des Zentrums liegt das Anwesen ruhig in einer Seitenstraße. Das Rauschen des Verkehrs ist dennoch zu hören: Die Hauptstraße von Nigeria nach Senegal ist nicht weit. Offensichtlich mag es der König farbenfroh, Haus und Veranda sind in einem kräftigen Rosa angestrichen. Ein Haufen Steine steht auf dem sandigen Vorplatz herum, die karge Einfahrt wird nur von einer Palme und von einem Papaya-Baum belebt.

Nai Otabi III. ist spät dran. Ein Kommunikationsproblem mit seinem ghanaischen Sprecher: Er wusste zwar, dass er Besuch bekommt, aber er wusste nicht, wann. Es wird nicht das letzte Mal während meiner Reise sein, das ich warte. Mit einem entschuldigenden Lächeln und einer Packung Toilettenpapier unter dem Arm klettert er schließlich aus dem Taxi. „Morgen melde ich mein Auto an“, sagt er zur Begrüßung, „dann kann ich selbst fahren.“ Als es sich der frühere Bergmann kurz darauf in gestreiftem T-Shirt, Nike-Jogginghose und Flip-Flops auf der Veranda bequem macht, wirkt er entspannt und zufrieden. „Ich danke meinem Gott, dass ich 31 Jahre lang in Deutschland sein durfte“, beginnt er das Gespräch. „Und ich danke meinem Gott,

dass er mich noch einmal weggeschickt hat und ich nun für den Rest meines Lebens hier sein werde.“

Kurz vor meiner Abreise hatte mich Mike Nyarko noch einmal angerufen, um mir mitzuteilen, dass ich seinem Cousin eine Flasche Alkohol mitbringen müsse – einen guten Wein, einen Whisky, etwas in der Art. Das sei so üblich in Ghana, wenn man einen König treffe, auch er selbst müsse das jedes Mal tun. Weil ich nicht unhöflich wirken will, habe ich am Frankfurter Flughafen einen guten schottischen Whisky gekauft, fast 40 Euro die Flasche. Den überreiche ich nun feierlich. Nai Otabi III. blickt kurz auf das wertvolle Stück, bedankt sich artig und lässt die Flasche von einem Angestellten in einen Schuppen bringen. Wahrscheinlich gibt es dort schon ein ganzes Lager von guten Tropfen, denke ich. Dann erinnere ich mich daran, warum ich eigentlich hier bin: Ich möchte mit einem Mann, der unterschiedliche Länder kennen gelernt hat und vergleichen kann, über das politische System in seiner Heimat sprechen. Ich möchte von ihm, dem Paramount Chief, wissen, wie sich das System der traditionellen Autoritäten, das seinen festen Platz in der ghanaischen Verfassung hat, mit dem System der Demokratie verträgt, das ebenfalls konstitutionell festgeschrieben ist.

In Ghana funktioniere das eine nicht ohne das andere, erklärt Nai Otabi III. „Die Könige haben das Land, die Regierung nicht. Die Regierung wird gewählt, um den Staat zu führen, aber wenn sie etwas aus den unterschiedlichen Gebieten braucht, muss sie die Könige fragen.“ Jedes Dorf habe seinen Chief („König“), der zwischen dem Volk und dem Paramount Chief (dem „Hauptkönig“) stehe. Der Paramount Chief wiederum stehe zwischen seinem Gebiet und der Regierung, seine Funktion sei mit der eines Ministerpräsidenten in Deutschland vergleichbar. Einen kurzen Moment lang stelle ich mir vor, wie Jürgen Rüttgers in einer Sänfte durch Düsseldorf getragen wird und muss grinsen.

Er als König dürfe nicht aktiv in die Politik eingreifen. „Wenn ich zum Beispiel eine Partei unterstütze, die bei der nächsten Wahl verliert, habe ich ein Problem.“ Und obwohl er keine offizielle Empfehlung abgeben darf, wie er sagt, lässt Nai Otabi III. keinen Zweifel daran, neben wessen Bild er bei der Wahl am 7. Dezember seinen Daumenabdruck setzen wird. Er habe der amtierenden Regierung in der Vergangenheit viele Projekte vorgestellt, aber kein Einziges bewilligt bekommen. Seit seiner Inthronisierung müsse er komplett auf sich selbst gestellt nach Investoren suchen – sei es bei der Errichtung von Schulen, bei der Unterstützung der Bauern in seinem Gebiet oder beim Bau eines Hotels, mit dem er den Tourismus fördern wolle. „Für mich wird es Zeit für eine neue Regierung. Ghana steht wirtschaftlich ganz vorne in Afrika, aber trotzdem sind immer noch sehr viele Menschen arm und leiden.“ Zumindest in Awutu, wo rund 800.000 Menschen leben, wolle er das ändern.

Das Gebiet, für das er verantwortlich ist, befindet sich einige Kilometer westlich von Accra. Dort stehen auch sein Palast und sein Büro – der König fährt jeden Tag rund 20 Kilometer „zur Arbeit“. „Normalerweise müsste ich in meinem Palast bleiben, falls der Präsident oder ein anderer König einmal zu Besuch kommt“, meint Nai Otabi III. Weil er aber in Accra geboren sei und sich dort sehr wohl fühle, habe er von Anfang an darauf bestanden, in der Hauptstadt zu leben. Wer ihn in Awutu besuchen wolle, müsse sich eben einen Termin geben lassen.

Ich möchte wissen, wovon ein König lebt. Sein Volk unterstütze ihn, antwortet er knapp. Außerdem stehe der zweitgrößte Markt des Landes auf seinem Gebiet, die Händler müssten Abgaben an ihn leisten. Um auf das Thema „Politik“ zurückzukommen, frage ich ihn, was aus seiner Sicht der Hauptunterschied zwischen der deutschen und der ghanaischen Demokratie ist. „Wir Ghanaer versuchen, wirkliche Demokratie zu bekommen, aber wir haben noch einen weiten Weg zu gehen“, meint er. Korruption und Vetternwirtschaft seien in seinem Land immer noch gang und gäbe. „Unsere Demokratie heißt: Wen kenne ich?“ Trotz aller Probleme sei er davon überzeugt, dass die Wahlen im Dezember friedlich verlaufen werden. „Unsere Demokratie ist korrupt, aber stabil“, sagt Nai Agyemang Wyetey Otabi III., der vor nicht allzu langer Zeit noch Francis Wettey war.

4. Auf den Spuren von Indiana Jones

Eigentlich wollen wir in ein Naturreservat, in dem es laut Reiseführer viele Affen zu sehen geben soll, doch irgendetwas läuft schief. Seit drei Tagen bin ich in Oyoko, einem kleinen Dorf in der Nähe von Kumasi, etwa sechs Bus-Stunden von Accra entfernt. Ich besuche dort zwei Augenärzte aus Nordrhein-Westfalen, die eine Woche lang ehrenamtlich im Einsatz sind. Die Klinik, in der sie operieren, gehört zum Westfälischen Kinderdorf Oyoko und ist vor einigen Jahren zur Mitfinanzierung des Projekts, in dem zurzeit gut 50 Waisenkinder leben, errichtet worden. Mehrmals im Jahr sind deutsche Spezialisten da, was dem Krankenhaus einen derart guten Ruf eingebracht hat, dass die Patienten mittlerweile nicht mehr nur aus Ghana kommen. Zusammen mit den „German doctors“, drei Praktikantinnen aus dem Kinderdorf sowie einigen Krankenhausangestellten aus Ghana und aus Kamerun sitze ich an diesem Tag in einem kleinen Bulli, um zu besagtem Naturreservat zu fahren. Als Fahrer Abu unterwegs zum wiederholten Mal nach dem Weg fragt, werden wir nach Kwamang geschickt, wo wir einen Guide mieten müssen, wie man uns sagt. Den lesen wir wenig später auf der Straße auf. Kein Problem, sagt der Mann, er müsse nur eben seinen Chef anrufen.

Auch das kein Problem, denn ein Handy hat hier inzwischen jeder. Das kurze Telefonat ergibt, dass uns sein Chef persönlich kennen lernen möchte – und uns wird bewusst, dass sein Chef der Chief des Dorfes ist. So kommen wir zu einer unverhofften Audienz.

Nana Takmi-Abiam I. empfängt uns im Innenhof seines Hauses. Es wirkt alles sehr ärmlich, aber immerhin hat er ein Haus. Bisher haben wir in dem Dorf fast nur notdürftig zusammengezimmerter Hütten aus Holz oder Blech gesehen. Wer durch Kwamang geht, bekommt nicht den Eindruck, dass das deutliche Wirtschaftswachstum der vergangenen Jahre in irgendeiner Weise in der Breite angekommen ist. Die zum Trocknen auf der Straße ausgebreiteten und intensiven Geruch verströmenden Kakaobohnen belegen, was die Haupteinnahmequelle der rund 5.000 Einwohner ist. Während für uns zwei Bänke herangeschafft werden, nimmt der Chief auf einem schlichten und schnörkellosen Stuhl Platz. Er informiert uns, dass uns der Guide zu einer Höhle in der Nähe bringen wird, in der einst die Vorfahren seines Stammes Zuflucht gesucht haben. Von einem Naturreservat oder von Affen ist nicht die Rede – offenbar sind wir doch gehörig vom Weg abgekommen. Tiere werden wir dennoch zu sehen bekommen: Die Höhle ist im Laufe der Zeit von Fledermäusen bevölkert worden, berichtet Nana Takmi-Abiam I. Als „Eintritt“ will er von jedem von uns vier Cedi, umgerechnet knapp drei Euro, haben. Außerdem sollen wir eine Taschenlampe und eine Flasche Schnaps kaufen.

In den wenigen Tagen, die ich bisher im Land bin, habe ich schon festgestellt, dass die Ghanaer geborene Händler sind. Dass man aber sogar mit Königen feilscht, war mir nicht bewusst. Die Einheimischen in unserer Gruppe schaffen es, ihn auf zwei Cedi pro Person herunterzuhandeln, die Ghanaer dürfen sogar kostenlos hinein. Die Taschenlampe bezahlt der Chief am Ende selbst. Und so machen wir uns mit einer Flasche Hochprozentigem im Gepäck auf den Weg zu einer Sehenswürdigkeit, von deren Existenz wir bis vor wenigen Minuten noch gar nichts wussten. Wie wir nach einem kurzen Transfer mit dem Bulli so den festen Weg verlassend durch hohes Gras stapfen, Zweige aus dem Weg schlagen und schließlich einen kleinen Abhang hinunterklettern, komme ich mir vor wie in einem Indiana-Jones-Film.

Plötzlich stehen wir vor der Höhle. Der Guide bittet um Ruhe und vollzieht eine Zeremonie zu Ehren der Ahnen. Ich verstehe nur zwei Wörter: „Germany“ und „Cameroon“. Offenbar kündigt der Mann an, wer da Einlass begehrt. Dabei wiegt er langsam seinen Oberkörper vor und zurück und träufelt Schnaps auf den Felsblock vor ihm, um damit die Ahnen zu besänftigen. Ich muss an den teuren Whisky denken, den ich Nai Agyemang Wyetey Otabi III. mitgebracht habe und überlege, ob er den wohl auch einfach auf den Boden gießt. Schnell verdränge ich diesen Gedanken. Dann dürfen wir hinein. Es ist stockdunkel, und wenn der Guide nicht die Taschenlampe

gekauft hätte, würden wir die unzähligen Fledermäuse überhaupt nicht sehen. Sie sind einfach überall, und hin und wieder höre ich ihre Flügelschläge direkt neben meinem Kopf. Die anderen sind mutiger als ich: Sie wagen sich tiefer ins Innere, um die Höhle komplett zu durchqueren. Da der Gang extrem eng wird und ich gelegentlich mit klaustrophobischen Attacken zu kämpfen habe, bleibe ich in dem größeren Vorraum zurück. Zum Glück: Für die anderen wird es nicht nur so eng, dass sie schon bald krabbeln müssen, sondern der Boden ist auch noch mit Spinnen übersät, wie sie später berichten. Hin und wieder höre ich ihre Schreie, bevor sie ein paar Minuten später wohlbehalten aus einem anderen Gang wieder auftauchen.

Als wir ins Freie kommen, sind wir erst einmal eine Weile sprachlos. Die anderen sind stolz über ihren Mut, und auch ich bin beeindruckt von diesem unerwarteten Abenteuer. Wir fahren zurück ins Dorf, um uns beim Chief für das Erlebnis zu bedanken, und er freut sich sichtlich, dass es uns gefallen hat. Allerdings bedauert er, dass so selten Besucher vorbeikommen. So recht verstehen kann er das nicht. Dr. Karsten Paust, einer der beiden Augenärzte, erzählt ihm, dass wir unterwegs mehrfach nach dem Weg gefragt haben, dass aber offenbar niemand in der Gegend diesen Ort kennt. „Das stimmt“, erwidert Nana Takmi-Abiam I., „selbst in meinem Dorf weiß kaum jemand davon.“ Er habe schon einmal versucht, einen Fernsehsender zu bestellen, aber das habe nicht geklappt. Wir schlagen ihm vor, dass er in irgendeiner Form Werbung machen sollte – die Höhle in den Reiseführer aufnehmen lassen, Broschüren anfertigen oder zumindest ein Schild an der Straße aufstellen. Mehr Gäste würden der Wirtschaft des Ortes gut tun, und wenn man den kurzen Abenteuer-Trip durch die Höhle zusammen mit der Ahnen-Zeremonie in einen Vortrag zur Stammesgeschichte einbetten würde, wäre das sicher nicht nur für Touristen ein interessanter Ausflug. Das sei eine hervorragende Idee, meint der Chief, bevor er uns mit strahlenden Augen verabschiedet, das wolle er auf jeden Fall tun. „Ich glaube nicht, dass sich irgendetwas verändert hat, wenn ich nächstes Jahr wieder hier bin“, meint Dr. Paust, als wir zum Bulli gehen. Wir fahren zurück mit dem Gefühl, einen unvergesslichen Tag erlebt zu haben. Und mit dem Gefühl, dass in diesem Land nicht alle Potenziale ausgeschöpft werden.

5. „Wir sind nicht sehr reich, aber wir genießen die Freiheit“

„The problem of Ghana are the Ghanaians“ – „Das Problem Ghanas sind die Ghanaer“: Ein Schild mit diesem Spruch hängt an der Eingangstür der Klinik von Oyoko. Aufgehängt hat es Sampson Owusu-Boampong, der Geschäftsführer des Krankenhauses und des Kinderdorfes. Er ist der Meinung,

dass viele Ghanaer nicht wirklich arbeitsfreudig seien, sondern lieber die Beine hochlegten. Und damit ist er offenbar nicht allein: „Präsident Kufuor hat kürzlich gesagt, dass das Geld nicht von allein in die Taschen fließt, sondern dass man hart dafür arbeiten muss“, erzählt Owusu-Boampong, als ich ihn in seinem Büro besuche. Diese Aussage sei allerdings nicht überall gut angekommen – viele hätten gesagt, dass das Staatsoberhaupt damit die Ghanaer beleidigt habe. „An dieser Mentalität muss sich etwas ändern, sonst ändert sich nichts an den Verhältnissen.“

Owusu-Boampong ist bekennender Anhänger der regierenden New Patriotic Party (NPP), die im Jahr 2000 nach friedlichen und demokratischen Wahlen die Macht vom National Democratic Congress (NDC) übernommen hat. John Agyekum Kufuor hat damals die Nachfolge des früheren Fliegergenerals Jerry John Rawlings angetreten, der das Land in den 90er Jahren von der von ihm selbst angeführten Militärdiktatur in die Demokratie geleitet hatte und noch heute bei wichtigen Fragen sein politisches Schwergewicht in die Waagschale zu werfen bemüht ist. Zu Rawlings' Zeiten seien Kritiker des NDC wegen jeder Kleinigkeit verhaftet oder von der Polizei verhört worden, berichtet Owusu-Boampong. Jahrelang habe es nur eine Scheindemokratie gegeben. „Seit die NPP an der Regierung ist, hat sich gewaltig etwas geändert.“ Die Rolle des Militärs sei zurückgedrängt, die Polizei gestärkt worden. Wer jetzt ein Problem habe, könne einfach zur nächsten Wache gehen und sich helfen lassen – ganz gleich, welche Partei er unterstütze.

Da er im Krankenhaus täglich viele Menschen trifft, möchte ich von ihm wissen, wie sein Eindruck von der wirtschaftlichen Situation der Patienten ist: Geht es ihnen besser als noch vor ein paar Jahren? „Die Patienten haben vielleicht nicht mehr Geld als früher, aber sie haben mehr Freiheit“, antwortet der Geschäftsführer. „Sie dürfen jetzt frei ihre Meinung sagen, ohne Angst haben zu müssen.“ Als positive Veränderungen der NPP-Regierung führt er eine Verbesserung des Gerichtssystems und der Wasserversorgung an, außerdem sei im Gesundheitsbereich viel erreicht worden: So könnten sich Schwangere mittlerweile kostenlos im Krankenhaus behandeln lassen, und auch die vor rund einem Jahr eingeführte „Health Insurance“ sei ein großer Fortschritt. Ghanaer, die für diese Gesundheitsversicherung einen nach Einkommen gestaffelten und vergleichsweise geringen Betrag zahlen, werden dafür unentgeltlich von Ärzten und in Kliniken versorgt. „Es ist wahnsinnig viel geschafft worden, aber acht Jahre sind nicht genug“, meint Owusu-Boampong. Er hoffe daher, dass die NPP an der Macht bleibe und ihre Arbeit fortsetzen könne. „Wir sind zwar nicht sehr reich, aber wir genießen die Freiheit, die wir durch ihre Politik bekommen haben.“

6. Sie predigen Frieden

Es ist der 12. November, 17 Uhr, und es ist Fernseh-Zeit. In Tamale beginnt die zweite und letzte TV-Debatte der Präsidentschaftskandidaten, live übertragen auf fast allen Sendern des Landes, überschrieben mit dem Titel „Strengthening the pillars of Ghanas democracy“. Jeder will dabei sein: Wer arbeiten muss oder keinen Zugang zu einem Fernseher hat, versucht zumindest, in der Nähe eines Radios zu sein. Auf dem Podium sitzen der frühere Außenminister Nana Dankwa Akufo-Addo, der am 7. Dezember als Kandidat für die NPP ins Rennen geht (Präsident John Agyekum Kufuor muss nach zwei Amtszeiten seinen Posten räumen), und Professor John Atta Mills, der bereits zum dritten Mal in Folge für den NDC antritt. Neben den beiden Top-Favoriten bemühen sich Paa Kwesi Nduom von der CPP (Convention People's Party) und Edward Mahama von der PNC (People's National Convention) darum, bei den Wählern zu punkten. Die übrigen vier Kandidaten sind gar nicht erst eingeladen worden, weil ihnen ohnehin keine Chancen zugerechnet werden.

Drei Stunden lang legen die vier Politiker abwechselnd in einem festgelegten Zeitrahmen ihre Standpunkte zu verschiedenen Sachfragen dar, die von den beiden Moderatoren angesprochen werden. Was sie dabei sagen, spielt letztlich gar keine große Rolle, weil sie sich inhaltlich bemerkenswerterweise bei vielen Themen kaum unterscheiden. Sie alle wollen den Wohlstand des ghanaischen Volkes mehren, sie alle wollen dafür sorgen, dass Korruption endgültig der Vergangenheit angehört, sie alle wollen mehr Bildung, mehr Arbeitsplätze, bessere Stromversorgung und bessere Straßen. Viel wichtiger ist an diesem Abend, wie die Präsidentschaftskandidaten am Ende der Veranstaltung auseinander gehen: nämlich mit einer Geste der Brüderlichkeit und einem gemeinsamen Appell für friedliche Wahlen. Als sie von den Moderatoren aufgefordert werden, sich an den Händen zu fassen und die Worte „Frieden vor, während und nach den Wahlen“ zu sprechen, tun sie nicht nur das, ohne zu zögern – sie umarmen sich anschließend sogar vor laufenden Kameras.

Die Kommentatoren jubeln. „Sie predigen Frieden“, titelt der „Daily Graphic“ am nächsten Tag. Über allem anderen habe bei der Debatte ein entscheidender Punkt gestanden: dass es nach einem Wettkampf der Ideen möglich sei, unterschiedlicher Meinung zu sein, ohne auf Konfrontationskurs zu gehen. Das sei eine wichtige Botschaft für die Anhänger der verschiedenen Parteien. „Lasst uns alle hinter den Kandidaten versammeln“, heißt es im Leitartikel. „Sie brauchen unsere ehrliche und aufrichtige Unterstützung. Unsere junge Demokratie muss erfolgreich sein – für die Zukunft unserer Kinder und Enkelkinder. Ghana ist das einzige Land, das wir haben. Wir müssen es schützen, wir dürfen es nicht zerstören.“

Je näher die Wahlen rücken, umso häufiger werden diese Appelle. Sie sind in den kommenden Wochen täglich in den Zeitungen zu lesen, im Radio zu hören und in Kurzfilmen im Fernsehen zu sehen. Ich beginne mich zu fragen, ob das vielleicht ein Zeichen dafür sein könnte, dass die Ghanaer selbst nicht so recht von einem friedlichen Verlauf überzeugt sind. Wen auch immer ich in dieser Zeit darauf anspreche, die Antwort lautet: „Wir sind ein friedliches Volk, es wird keine Gewalt geben.“ Und dann, nach kurzem Zögern: „Das hoffen wir, dafür beten wir.“ Beten ist ein gutes Stichwort: Selbst in den Kirchen sind die Wahlen ein Thema. In der Navrongo-Bolgatanga-Diözese im Norden des Landes sind schon im August Zettel an die Geistlichen ausgeteilt worden, auf denen ein „Gebet für friedliche Wahlen in Ghana“ geschrieben steht. Dieses Gebet sprechen die Gläubigen nun bis zum Wahltag in jedem Gottesdienst. „Allmächtiger und ewiger Gott, [...] wir flehen Dich an, unsere Herzen und Gedanken so zu lenken, dass wir unsere zukünftigen Führer nach Deinem Willen wählen. Leite und beschütze die Wahlkommission, die Wahlhelfer, die Sicherheitsleute und die Journalisten, auf dass sie ihre Pflichten während dieser Wahlen umsichtig, ehrlich und fair ausüben werden. [...]“

7. Warum Tote nicht zwangsläufig wesentliche Zwischenfälle sind

„Wir alle hoffen, dass es friedliche Wahlen werden“, sagt auch Taxifahrer Rahman. Wirklich sicher sein könne man sich allerdings nicht. „Wir Afrikaner sind da anders als Ihr Europäer“, meint er. Weil die Stimmzettel per Hand ausgezählt würden und die Ergebnisse aus den Wahlbüros an die Wahlkreiszentren und von dort wiederum an die Wahlkommission nach Accra gemeldet würden, könne immer irgendjemand behaupten, dass es an irgendeiner Stelle Betrug gegeben habe. „Und dann kann es problematisch werden.“

Um das von vornherein auszuschließen, hat die Wahlkommission ein ausgeklügeltes System entwickelt. So dürfen beispielsweise die Stimmzettel nur in einem ganz bestimmten Zeitraum in ganz bestimmten Druckereien produziert werden, und das unter polizeilicher Aufsicht. Sie sind durchnummeriert und werden am Wahltag aus Heften herausgerissen, in denen für später gegebenenfalls notwendige Überprüfungen Schnipsel mit den Seriennummern zurückbleiben. Zusätzlich werden sie abgestempelt. Jede Partei kann zwei Vertreter in jedes der rund 21.000 Wahllokale entsenden, die die Auszählung der Stimmen beobachten dürfen und anschließend die Richtigkeit der Ergebnisse bestätigen sollen. Darüber hinaus werden zahlreiche Wahlbeobachter im ganzen Land unterwegs sein, um zu kontrollieren, dass es an den Urnen fair und transparent zugeht. Unter anderem hat auch die Eu-

ropäische Union erstmals ein Beobachterteam nach Ghana geschickt. „Bei all den Vorkehrungen wird es schwierig zu pfuschen“, meint Mathias Eick, Sprecher der „EU Election Observation Mission Ghana 2008“. Er rechne mit einer für afrikanische Verhältnisse vergleichsweise einfachen Aufgabe.

Die größte Gruppe von Wahlbeobachtern stellt aber wie schon in den Jahren 2000 und 2004 die ghanaische Vereinigung CODEO, die „Coalition of Domestic Election Observers“. In ihr schließen sich jeweils zu den Wahlen, nun schon zum dritten Mal, unabhängige und unparteiische gesellschaftliche Organisationen aus dem ganzen Land zusammen. Insgesamt 34 Gruppen beteiligen sich diesmal – unter anderem Lehrer- und Frauenverbände, Jugendorganisationen, das christliche Konzil, islamische Dachorganisationen, Behindertenverbände und Amnesty International. Logistisch und finanziell unterstützt wird das Ganze vom CDD, vom „Ghana Center For Democratic Development“. Etwa 4.000 CODEO-Wahlbeobachter werden im Einsatz sein, und alle müssen sie vorher geschult werden. Ich beschließe, nach Tamale zu fahren, um mir eine dieser Schulungen anzusehen.

An diesem Wochenende sind 34 Wahlkreisleiter aus der gesamten Nordregion an der Reihe: Auch sie müssen ausgebildet werden, um dann zwei Wochen später die eigentlichen Wahlbeobachter schulen zu können. Ich stoße am Sonntagmorgen dazu, als die Gruppe schon zwei Tage zusammengearbeitet hat, und das komplett ehrenamtlich. Die Teilnehmer sitzen mit einem Stapel Unterlagen auf dem Schoß in einem großen Stuhlkreis und schauen erwartungsvoll die drei Referenten an, die vorne stehen. Heute geht es um die Formulare, die die Wahlbeobachter am 7. Dezember auszufüllen haben. Darin sind Fragen zu beantworten wie: Fangen die Wahlen pünktlich an? Ist Sicherheitspersonal anwesend? Sind die Wahlurnen zu Beginn leer? Hat jeder Wähler die Möglichkeit, seine Stimme geheim abzugeben?

„Wenn es einen wesentlichen Zwischenfall geben sollte, muss der sofort an die Zentrale in Accra gemeldet werden“, erläutert CODEO-Regionalkoordinator Lordson Afedo. Um einen wesentlichen Zwischenfall handele es sich allerdings nur, wenn der Wahlvorgang in dem betreffenden Wahllokal unterbrochen werde, für wie lange auch immer. „In allen anderen Fällen werden Zwischenfälle als unwesentlich behandelt – selbst dann, wenn jemand getötet werden sollte.“ Ich bin irritiert und frage in der nächsten Pause nach, was denn in diesem Zusammenhang wesentliche Zwischenfälle sein können wenn nicht Unruhen und tote Menschen. „Wir sind ausschließlich für die Wahlbeobachtung zuständig“, antwortet Afedo. „Um alles andere muss sich die Polizei kümmern, damit haben wir nichts zu tun.“

Rund 1.000 der von CODEO ausgebildeten Wahlbeobachter werden noch im Laufe des Wahltags mehrere Kurznachrichten per Handy in die Hauptstadt senden, um einen aktuellen Überblick über die Lage zu ermöglichen.

Im Handbuch für diese „Rapid Response Observers“ heißt es: „Es ist von immenser Wichtigkeit, dass die Wahlen 2008 integer verlaufen, um zu untermauern, dass die Ghanaer die Demokratie als ihr bevorzugtes Regierungssystem wirklich akzeptiert haben. CODEO fordert daher alle an diesem Projekt Beteiligten auf, Einsatz, Redlichkeit und verantwortungsvolles Verhalten an den Tag zu legen.“ Als ich in die Runde schaue an diesem Sonntagvormittag in Tamale, bezweifle ich nicht, dass alle Anwesenden ihr Bestes geben werden. Ich bin mir allerdings nicht ganz so sicher, ob tatsächlich alles wie geplant klappen wird.

Will ein Wahlbeobachter zum Beispiel per SMS nach Accra melden, dass im Wahlbüro mit der Nummer 9999 fünf zerstörte und zehn ungültige Stimmzettel aufgetaucht sind und das jeweils 50 Stimmen für die Präsidentschaftskandidaten von NPP, PNC, NDC, DFP, DPP, CPP, RPD sowie für den unabhängigen Kandidaten abgegeben worden sind, muss er folgenden Kurztext schreiben: PS9999AA5BB10CC50DD50EE50FF50GG50H-H50JJ50KK50. Als ich erneut in die Runde schaue, sehe ich Fragezeichen in den Gesichtern der Wahlkreisleiter – und dabei sind sie diejenigen, die später die Wahlbeobachter schulen werden. Selbst wenn sie alles verstanden haben und verständlich weitergeben, muss sich am 7. Dezember nur ein Tippfehler einschleichen, um eine falsche Information zu übermitteln. Und selbst wenn sich kein Tippfehler einschleicht, bleibt immer noch die Frage offen, ob das Netz des Telefonanbieters stabil sein wird. Immerhin bricht es schon an normalen Tagen mehrmals zusammen.

8. „Die ganze Welt schaut auf uns“

Yendi. Der Name der alten Königsstadt im Nordosten des Landes ist jedem Ghanaer ein Begriff. Wenn nicht aus historischen Kenntnissen heraus, dann doch zumindest durch die Ausschreitungen des Jahres 2002. Damals hatten Bewaffnete infolge eines Nachfolgestreits den Palast des amtierenden Königs gestürmt und ihn sowie weitere 30 Menschen getötet. Seither gilt die Gegend als Krisenherd, die Lage ist bis heute angespannt. Ein idealer Ort also, um einen Workshop zu friedlichen Wahlen abzuhalten. Das jedenfalls haben sich die Konrad-Adenauer-Stiftung und die katholische Organisation TEPPCON (Tamale Ecclesiastical Province Pastoral Conference) gedacht und alle Funktionsträger und Führer aus Yendi und Umgebung eingeladen. Parteienvertreter, Kirchenleute, traditionelle Autoritäten, Lehrer, Sicherheitskräfte und Vertreter der öffentlichen Verwaltung haben sich im Gemeindehaus der Stadt eingefunden, um gemeinsam Lösungen zu erarbeiten, wie Gewalt im Umfeld der Wahlen verhindert werden kann.

„Es ist Frieden im Kopf, der Frieden auf der Welt möglich macht“, sagt Bischof Vincent Sowah Boi-Nai in seiner Begrüßungsrede zu diesem nach seinen Worten „sehr wichtigen Workshop“. Damit auch wirklich jeder die Bedeutung des Satzes versteht, wiederholt er ihn noch einmal. „Die ganze Welt schaut auf uns“, meint der Bischof schließlich. „Wir müssen beweisen, dass Demokratie und friedliche Wahlen auch in Afrika möglich sind.“ Das sieht Verwaltungschef Alhaji Mohammed Asibi Azonko ebenso. „Wie auch immer die Wahlen ausgehen mögen: Wir müssen das Ergebnis akzeptieren“, stellt er klar. „Das müssen wir als traditionelle Führer und als Meinungsführer auch unseren Leuten vermitteln.“ Alle Anwesenden seien aufgefordert, den Workshop als Botschafter des Friedens zu verlassen.

Während ich in der Mittagspause noch einmal über das Gesagte nachdenke und über die gute Grundstimmung der Veranstaltung positiv überrascht bin, werde ich jäh aus meinen Gedanken gerissen und mit der Armut konfrontiert, die im Norden des Landes besonders augenscheinlich ist. Zuerst etwas schüchtern, dann schon weniger zurückhaltend kommen immer mehr Kinder zum Gemeindehaus, um Essensreste zu ergattern. Es gibt Hühnchen mit Reis, für jeden Workshop-Teilnehmer eine abgepackte Portion. Einige geben das, was sie nicht aufgegessen haben, direkt den Wartenden, andere werfen ihre Reste auf einen Müllhaufen. Sorgfältig durchkämmen die Jungen und Mädchen alles und schlingen hinunter, was sie bekommen können. Auch bei mir bleibt etwas übrig. Ich stelle meine Schale auf die Stufen vor dem Haus, und schon einen Augenblick später ist sie weg. Die Kinder machen einen zufriedenen Eindruck – ich allerdings fühle mich in diesem Moment ziemlich schäbig.

Nach dem Abschluss der Eingangsreferate beginnt am Nachmittag die inhaltliche Arbeit. In gewalttätige Auseinandersetzungen seien überproportional viele Moslems verwickelt, hatte Polizeichef Patrick Adusei Sarpong zuvor gesagt. „Kann einer der anwesenden Moslems mir sagen, was der Koran zu zwischenmenschlichen Beziehungen sagt?“ will Pfarrer Christopher Bazaanah nun wissen. „Als Menschen müssen wir friedlich koexistieren“, ruft einer aus der Menge. „Wir sollen den Nächsten lieben wie uns selbst“, ein anderer. „Wir sollen gerecht sein und vergeben können“, ein Dritter. Liebe und Toleranz seien wichtige Werte nicht nur des Korans, sondern aller Religionen, hält Bazaanah fest. Aktuelle Erhebungen hätten ergeben, dass hundert Prozent aller Ghanaer religiös seien – entweder als Christen, als Moslems oder als Anhänger der traditionellen Religionen. „Also wie kann es sein, dass es trotzdem so viele Auseinandersetzungen und so viele Konflikte gibt?“ Arbeitslosigkeit, Armut, Misstrauen, Vorurteile, Ungerechtigkeit – das sind nur einige der möglichen Ursachen, die den Anwesenden spontan einfallen. Am Ende einer intensiven Gruppenarbeit sind sich jedoch alle ei-

nig, dass Gewalt keine Lösung ist und dass man sich gegenseitig widersprechen kann, ohne aufeinander loszugehen.

Als ich den Workshop verlasse, habe ich den Eindruck, dass sich die Teilnehmer durch die gemeinsame Arbeit näher gekommen sind und dass sie ihren Teil dazu beitragen werden, die ghanaische Demokratie zu stützen und zu stärken. Später am Abend sitze ich mit den Organisatoren der Veranstaltung etwas außerhalb der Ortschaft unter dem afrikanischen Sternenhimmel. Wir genießen die Ruhe und lassen den Tag noch einmal Revue passieren. Da erreicht uns die Nachricht, dass es in Yendi Straßenschlachten gibt: Die Anhänger zweier Parlamentskandidaten sind aneinander geraten und haben es wie so oft nicht bei Beschimpfungen belassen. Am nächsten Tag werden wir die Folgen der Auseinandersetzungen mit eigenen Augen zu sehen bekommen – Steine und andere Wurfgeschosse auf den Straßen, kaputte Schilder, Kampfspuren an verschiedenen Stellen des Ortes. Ob auch Workshop-Teilnehmer involviert sind, kann uns niemand sagen.

9. Versammlung unterm Mangobaum – Das Shea-Butter-Projekt von Yendi

„Dies hier ist eine Möglichkeit, die verschiedenen Gruppen zusammenzubringen. Hier können sie sich kennen lernen und Vertrauen aufbauen, so dass es in Zukunft hoffentlich keine Konflikte mehr gibt.“ Das sagt William Abakisi, der Entwicklungskoordinator der Diözese Yendi. Stolz führt er mich über das Grundstück, auf dem in den kommenden Tagen die professionelle Produktion von Shea-Butter beginnen soll. Sieben genossenschaftliche Gruppen werden dabei sein, bestehend ausschließlich aus Frauen: drei christliche, zwei christlich-muslimische und zwei traditionell-religiöse. „Das ist ein guter Mix“, meint Abakisi. Geplant sei, dass sich die Teams wochenweise abwechseln werden – für bis zu 200 Frauen solle so ein regelmäßiges Einkommen gewährleistet werden. Ihnen wolle man erstens dabei helfen, auf dem Markt Fuß zu fassen, und zweitens wolle man ihnen beibringen, in so guter Qualität zu produzieren, dass exportiert werden könne.

Shea-Butter wird derzeit auf der ganzen Welt immer beliebter. Sie wird aus den Shea-Nüssen, die unter anderem in Ghana auf wilden Bäumen wachsen, gewonnen und kann gegessen werden, wird aber auch in Form von Öl zum Kochen und zur Herstellung von kosmetischen Produkten verwendet. Für den lokalen Markt haben die nun genossenschaftlich organisierten Frauen aus Yendi schon in der Vergangenheit Shea-Butter angefertigt: je nach Ernte alles in allem etwa zwei bis fünf Tonnen pro Monat, schätzt Abakisi. Künftig sollen in der Hälfte der Zeit 20 Tonnen produziert

werden. Dafür sind mit Geldern aus Nordrhein-Westfalen in den vergangenen drei Monaten Produktionsräume, vier Lagerräume sowie ein Bürokomplex mit drei Büros gebaut worden. Außerdem wurden Maschinen und eine Wasserpumpe angeschafft, und auch für Elektrizität wurde gesorgt. Dies ist eins der ersten Projekte, die das Land Nordrhein-Westfalen seit Unterzeichnung des Partnerschaftsabkommens mit Ghana im November 2007 finanziell unterstützt, und offenbar läuft es gut an: Eugenia Akuete, eine Shea-Butter exportierende Ghanaerin, hat bereits ihr Kommen angekündigt. „Sie will jetzt in den Bio-Markt einsteigen“, erläutert Abakisi. „Sie hat sich in allen Nord-Diözesen umgesehen und für das Yendi-Projekt entschieden.“ Bei ihrem Besuch wolle sie den Frauen zeigen, wie biologischer Anbau funktioniert und worauf zu achten sei. „Wenn das klappt, will sie die komplette Produktion abnehmen.“

Einige Stunden später. Auf dem Versammlungsplatz von Kuga, einem kleinen Ortsteil von Yendi, treffe ich mich mit rund 30 Frauen, die allesamt an dem Projekt teilnehmen werden. Neben mir sitzt der „Assembly-Man“, der meine Fragen übersetzen wird, weil kaum jemand hier Englisch spricht. Die Frauen haben uns gegenüber auf zwei Holzbänken Platz genommen, die eigens für diese Versammlung unter dem großen Mangobaum aufgestellt worden sind. Um den Platz herum stehen in unregelmäßigen Abständen die kleinen Lehmhütten, in denen die Einwohner von Kuga leben. So kurz vor Sonnenuntergang herrscht eine ganz besondere Stimmung: Das Licht ist besonders weich und die Menschen wirken jetzt, da sie ihr Tagwerk geschafft haben, besonders gut gelaunt. Als die Frauen auf meine Begrüßung hin langsam und getragen „naa, naa“ antworten und mir dabei freundlich zunicken, fühle ich mich sehr feierlich.

Insgesamt 90 Frauen leben hier, 28 weitere in Kpatua, der nächsten Siedlung. Sie alle wollen sich an der Shea-Butter-Produktion beteiligen. „Wir tun jetzt auch schon den ganzen Tag nichts anderes“, sagt eine von ihnen, „nur dass wir im Moment nichts damit verdienen.“ Auf dem lokalen Markt bekomme man sehr schlechte Preise, die höchstens reichten, um neue Rohstoffe zu beschaffen. „Das ist sehr demotivierend.“ Da die beiden Gruppen nur alle paar Wochen die neue Produktionsstätte nutzen dürfen und dann auch nur für jeweils 15 bis 20 Frauen Platz sein wird, ist bereits ein Plan zur Arbeitsteilung aufgestellt worden: Wer nicht produzieren kann, kümmert sich um Nachschub und organisiert weitere Shea-Nüsse. Ich möchte wissen, was sie sich von dem neuen Projekt erhoffen. „Wir denken, dass die Produktion mit den Maschinen einfacher und schneller gehen wird“, antwortet Mariam Mohama, die Vorsitzende der Kuga-Gruppe. „Wenn wir unsere Shea-Butter hier zum Markt bringen, kann es sein, dass sie nicht gekauft wird – oder dass die Leute anschreiben lassen und wir dann lange Zeit

nichts von unserem Geld sehen. Wir hoffen, dass wir durch das Projekt mit dem globalen Markt verbunden werden.“ Dann werde sich der Lebensstandard verbessern, sie könnten endlich mit ihrer Arbeit Geld verdienen und ihre Kinder zur Schule schicken.

Ob sie hier oben im Norden etwas davon mitbekommen hätten, dass Ghanas Wirtschaft in den vergangenen Jahren konstant gewachsen sei, frage ich weiter, und wie ihre persönliche ökonomische Situation sei. „Die Menschen hier sind immer noch sehr arm“, meint Kpatua-Vorsitzende Azara Amiru. „Wir haben zu wenig Kapital, um Nüsse kaufen zu können, wenn es keine zu pflücken gibt. Überhaupt haben wir kein Geld für irgendetwas – wir produzieren im Moment nur, um weiterproduzieren zu können. Damit können wir nicht zufrieden sein.“ Sie alle hätten das Vertrauen und die Hoffnung, dass sich durch das Projekt etwas ändern werde. „Wir können uns nicht vorstellen, dass die ganzen Gebäude zum Spaß gebaut worden sind.“ Nicht nur die wirtschaftliche Situation der Frauen und ihrer Familien werde sich verbessern, glaubt ihre Stellvertreterin Issifu Niena, sondern auch die soziale. „Bisher haben wir alles einzeln gemacht, aber in Zukunft werden wir in der Gruppe arbeiten und einen größeren Zusammenhalt haben.“

Zum Schluss unserer Versammlung möchte ich wissen, wie viele von ihnen am 7. Dezember wählen gehen werden. Alle Frauen heben sofort die Hand. Welche Bedeutung die Demokratie für sie habe, frage ich noch. „Die Demokratie hat viel Fortschritt ins Land gebracht“, sagt Mariam Mohama. „Sie hat für Frieden und Stabilität gesorgt, und das ist für wirtschaftliches Wachstum sehr wichtig.“

10. Für manche kommt die Nacht zwei Stunden später

500 kleine Häuser und Lehmhütten stehen in Busunu. 65 von ihnen haben Strom. Oder besser gesagt: Licht. Jeden Abend für zwei Stunden, mehr nicht. Und das auch nur, wenn es keine technischen Probleme gibt. Heute gibt es Probleme – die Leitungen zu einigen der Häuser, die schon ans Netz angeschlossen sind, sind unterbrochen. Es ist Nacht, als ich mit Julian Hoffmann durch das Dorf gehe. Mir kommt es vor, als sei die afrikanische Nacht dunkler als die europäische. Die Sterne und der Mond sind deutlich zu sehen, und doch liegt der Ort komplett im Dunkeln. Städte, die mit ihrem Licht die Finsternis durchbrechen könnten, gibt es weit und breit nicht. Wir haben Taschenlampen dabei, aber wir versuchen, uns ohne künstliche Beleuchtung zurechtzufinden. Das ist gar nicht so einfach. Hin und wieder stolpere ich oder schrecke zusammen, weil direkt neben mir ein Tier im Gras raschelt.

Es sind Momente wie dieser, in denen mir besonders bewusst wird, wie grundlegend sich das Leben in Ghana von dem unterscheidet, das ich aus Deutschland kenne. Jeden Tag ist die Sonne bis gegen 18 Uhr untergegangen, und das zu jeder Jahreszeit. In vielen Dörfern kommt um diese Uhrzeit das gesellschaftliche Leben weitestgehend zum Erliegen: Wer etwas zu erledigen hat, muss damit vor Einbruch der Dunkelheit fertig sein. Selbst das Kochen wird danach schwierig. Sofern es sich Eltern leisten können, ihre Kinder zur Schule zu schicken, müssen die sich mit ihren Hausaufgaben beeilen, denn ohne Licht lässt es sich schlecht lernen. Während unseres nächtlichen Spaziergangs kommen wir an einem der Häuser vorbei, die bereits mit einer Glühbirne ausgestattet sind und deren Bewohner damit das Ende des Tages um zwei Stunden hinauszögern können. Vor dem Eingang sitzt ein kleines Mädchen und liest in einem Buch. „Die Kleine gehört gar nicht zu der Familie“, sagt mein Begleiter. „Sie sitzt da nur, um sich auf die Schule vorzubereiten.“

Hoffmann studiert an der Fachhochschule Gelsenkirchen Facility-Management und macht gerade ein Praxissemester in Busunu. Er arbeitet an einem Projekt, das von Professor Dr. Alfons Rinschede vorangetrieben wird und das nicht nur dieses Dorf langfristig mit Energie versorgen, sondern als Modellprojekt für andere Orte wichtige Erkenntnisse liefern soll. Im Mittelpunkt steht die *Jatropha*-Nuss: Das aus ihr gewonnene Öl kann Spezialmotoren antreiben und auf diese Weise Elektrizität erzeugen. Noch ist es aber nicht so weit. Noch müssen die Bauern in der Gegend davon überzeugt werden, *Jatropha*-Nüsse in ausreichender Menge anzubauen. Eine für die Produktion notwendige Presse steht gerade im Hafen von Tema, ihre Ankunft wird für die nächsten Tage erwartet. Zusammen mit ihr soll Material geliefert werden, um weitere Häuser mit Stromanschlüssen zu versorgen, und auch eine Biogasanlage befindet sich in dem Container aus Deutschland. Mit ihrer Hilfe soll den Einwohnern das Kochen mit Gas ermöglicht werden.

Im Moment allerdings sind ein paar Sonnenkollektoren alles, was für Strom sorgt. Die so erzeugte Energie kann die angeschlossenen Häuser für lediglich zwei Stunden täglich mit Licht versorgen. Eine flächendeckende Einführung von Solarenergie wäre zu teuer, erläutert Hoffmann: „Aber man spürt, dass sich hier etwas bewegt.“ Einige Arbeitsplätze seien durch das Projekt bereits geschaffen worden, ein einheimischer junger Mann bekomme außerdem ein Studium bezahlt und werde später für die Technik der Anlage zuständig sein. Jetzt gerade sei er hier, um die aktuellen Probleme zu beheben. Es gebe viele Pläne für die Zukunft: Unter anderem solle in der alten Kirche ein Internet-Café eingerichtet werden, um damit die Attraktivität des Dorfes weiter zu steigern. „Schon jetzt sind ein paar Leute hergezogen, weil sie von dem *Jatropha*-Projekt gehört haben“, berichtet der Student.

11. Solarstrom für die Zukunft

Ein anderes Dorf, ein ähnlicher Ansatz. Auch in Kokobin in der Nähe von Kumasi läuft gerade ein Pilotprojekt für erneuerbare Energie an. Das Kölner Unternehmen Energiebau Solarstromsysteme und dessen Tochterfirma Energiebau Sunergy Ghana haben beschlossen, dafür 20.000 Euro zur Verfügung zu stellen. Henk Vermeer, der Geschäftsführer der ghanaischen Niederlassung, hat Kokobin ausgewählt, weil sich der Polizeichef Ghanas (er ist dort geboren) und ein Geschäftsmann aus der Schweiz (seine Frau kommt dorthin) bereits in dem Dorf engagieren. Unter anderem wird mit Geldern des Schweizer gerade eine Berufsschule gebaut, die demnächst eröffnet werden soll. „Es gibt ein paar kluge Köpfe in Kokobin“, meint Vermeer, „da passiert etwas. Das hat mich überzeugt.“

Und so läuft das Projekt: Im Vorfeld sind alle Haushalte befragt worden, wie viel Geld sie durchschnittlich für Kerzen, Lampen, Batterien, Petroleum und andere Hilfsmittel ausgeben, um abends etwas Licht zu haben. Daraufhin ist eine Gesellschaft gegründet worden, in deren Kasse nun alle beteiligten Familien monatlich sechs Cedi, umgerechnet rund vier Euro, einzahlen. Für den Anschluss inklusive Solarkollektoren fallen einmalig 41 Cedi an. Schon jetzt, nach kurzer Zeit, sind 97 von 130 Haushalten mit im Boot. „Die Kosten für die ersten 30 Anschlüsse übernimmt Energiebau“, sagt Vermeer. „Danach wird immer dann weitergemacht, wenn genügend Geld für zwei weitere da ist.“ Er rechnet damit, dass innerhalb von anderthalb Jahren das ganze Dorf mit Licht versorgt sei. „Wer eine größere Anlage haben möchte, zum Beispiel für einen Kühlschrank oder einen Fernseher, muss die privat bezahlen – dafür ist die Gemeinschaftskasse nicht da.“

Auch der Niederländer wartet auf eine Lieferung aus Deutschland, die bereits in Tema angekommen ist. Sobald die wertvolle Fracht den einzigen Containerhafen Ghanas verlassen darf, kann es losgehen: Dann sollen die ersten 30 Haushalte umgehend mit Strom versorgt werden. Anschlüsse bekommen zuerst diejenigen Familien, die der Gesellschaft zuerst beigetreten sind. Wie es danach weitergeht, soll in einigen Wochen bei einer Versammlung entschieden werden. „Da mische ich mich nicht ein“, sagt Vermeer. „Die Leute müssen sich einigen, ob sie weiter in der Reihenfolge der Anmeldungen vorgehen oder Prioritäten setzen wollen. Zum Beispiel wäre es denkbar, die Kirche oder die beiden Kneipen vorzuziehen.“

Geplant ist, dass er und seine Mitarbeiter bei der Installation der ersten 30 Anlagen zwei Einwohner des Dorfes einarbeiten werden. Die weiteren Anlagen sollen diese beiden Männer später eigenständig anbringen – von Sunergy wird dann nur noch das Material geliefert. Zum Arbeiten dürfen sie einen Technikraum in der neuen Berufsschule nutzen, das ist schon geklärt.

Man müsse die Einheimischen an einem solchen Projekt beteiligen, meint Vermeer, sonst funktioniere es nicht. „Sonst ist das Projekt tot, wenn die Hilfe von außen ausläuft.“ Mein Blick wandert zu den ärmlichen Häusern, vor denen wir stehen, und bleibt an den Dächern hängen. Sie bestehen aus verrostetem Wellblech und machen nicht gerade einen stabilen Eindruck. Der Niederländer folgt meinem Blick und sagt: „Ich bin auch schon gespannt, wie wir darauf die Kollektoren installieren werden. Und die sind auf 60 Jahre ausgelegt.“

Wenn das Ganze funktioniert, wäre damit ein Weg gefunden, Solarenergie zu finanzierbaren Preisen anzubieten. Auch andere Ortschaften könnten dann mit einbezogen werden. Im Nachbardorf Yapesa beispielsweise ist das Interesse so groß, dass schon Geld gesammelt worden ist. „Wenn es gut läuft, können vielleicht noch einige Arbeitsplätze geschaffen werden“, hofft Vermeer. Vor allem aber sehe er in dem Projekt eine Möglichkeit, junge Leute im Dorf zu halten. Viele von ihnen wanderten in die Städte ab, wo sie kaum Überlebenschancen hätten. „Da wartet doch niemand auf sie“, meint er, „während sie hier immerhin von der Landwirtschaft überleben können und von ihren Familien unterstützt werden.“ Zurück blieben häufig nur Kinder und Alte: „Das kann das Ende der Entwicklung eines Dorfes sein – daran können Dörfer sterben, wenn man nicht aufpasst.“

Geld verdienen lässt sich mit Projekten wie diesem nicht. Aber darum geht es Henk Vermeer auch nicht: In seiner Zeit in Europa hat er genug zur Seite gelegt, um hier nicht jeden Cedi zweimal umdrehen zu müssen. Sein Ziel ist es, einen Teil dazu beizutragen, für das ganze Land eine stabile Stromversorgung zu erreichen. Dabei sind Kokobin und die umliegenden Dörfer nur kleine Puzzleteile. Um Ghanas Wirtschaftswachstum auch für die Zukunft auf sichere Beine zu stellen und die Ansiedlung von Unternehmen attraktiver zu machen, ist verlässliche Elektrizität von enormer Bedeutung – die ständigen Stromausfälle der Vergangenheit jedenfalls waren für das Investitionsklima nicht förderlich, darin sind sich alle Experten einig. „Ich lebe seit acht Jahren in diesem Land“, berichtet der Sunergy-Geschäftsführer, „und in dieser Zeit habe ich neun Energieminister erlebt.“ Trotz der ständigen Wechsel habe er mittlerweile erreicht, dass ein wichtiges Gesetz geändert worden sei: „Neuerdings darf auch privater Strom ins öffentliche Netz eingespeist werden.“

Damit sich jeder bildlich vorstellen kann, wie das aussehen und funktionieren kann, hat Vermeer vor der Energiekommission in Accra eine Solarenergie-Anlage aufgestellt, die seit einigen Monaten für die Öffentlichkeit produziert. Auf lange Sicht wolle er ganze Solarenergie-Parks bauen, erzählt der Sunergy-Geschäftsführer. In die könnten dann im Ausland lebende Ghanaer und sonstige Interessierte investieren. „Damit würde sowohl die Ener-

gieproblematik hier entschärft als auch den Ghanaern in der Diaspora die Möglichkeit gegeben, ihr Geld sinnvoll in der Heimat anzulegen.“ Die Weltbank habe bereits angekündigt, Ghana als Modell-Land fördern zu wollen.

12. Die Wirtschaft wächst – aber für wen?

„Trotz eindeutig positiver Vorzeichen gilt auch für Ghana, dass politische Stabilität nicht selbstverständlich und unumkehrbar ist“, schreibt Klaus D. Loetzer vom Länderbüro Ghana der Konrad-Adenauer-Stiftung in seinem Bericht „Kann Kenia in Ghana nach den Wahlen Ende 2008 passieren?“ Seiner Meinung nach könnten künftig durchaus Verteilungskonflikte aufbrechen, „die durch eine fehlende Breitenwirksamkeit des Wirtschaftswachstums verursacht werden“. Spricht man Einheimische auf diese These an, so erntet man Widerspruch. „Die Menschen hier haben zwar nicht viel Geld“, sagt zum Beispiel Father Moses Yaboah aus Walewale im Norden des Landes, „aber sie sind auch nicht sonderlich unzufrieden. Sie haben die Situation akzeptiert, wie sie ist. Ich glaube darum nicht, dass in der Armut Potenzial für Konflikte liegt.“

Dennoch stattete ich dem Finanz- und Wirtschaftsministerium einen Besuch ab, als ich zurück in Accra bin. Ich möchte wissen, was die Regierung dafür tut, die ökonomische Situation der Menschen zu verbessern. Seit mehreren Jahren ist das ghanaische Wirtschaftswachstum beachtlich, wobei der Export von einheimischen Gütern wie Kakao und Gold nach wie vor eine wichtige Rolle spielt. Im Jahr 2007 betrug es zum Beispiel 6,4 Prozent – und trotzdem habe ich während meines bisherigen Aufenthalts den Eindruck gewonnen, dass sich die Lage der Bevölkerung nicht grundlegend verändert hat. Das Wachstum fuße vor allem auf einer gesteigerten Produktivität in der Landwirtschaft und auf einer Ausweitung des Dienstleistungssektors, erläutert mir Kwabena Boadu Oku-Afari, Abteilungsleiter im Ministerium. Der Industrie-Bereich sei dagegen bisher nicht so deutlich expandiert. Das wolle die Regierung, sollte sie an der Macht bleiben, durch eine weitere Verbesserung der Energieversorgung ändern: „Durch günstige Energie soll das industrielle Wachstum gefördert werden.“

Ich frage ihn, wie die ghanaische Bevölkerung bisher von der positiven Entwicklung profitiert habe. „Einige Dinge sind doch offensichtlich“, sagt Oku-Afari. „Es ist schon viel in die Infrastruktur und in die Energieversorgung investiert worden, und wenn es gute Straßen und Strom gibt, profitiert jeder davon.“ Zudem seien die Durchschnittseinkommen gestiegen, und während der Mindestlohn im Jahr 2000 noch bei 60 US-Cent pro Tag gelegen habe, sei er inzwischen bei gut zwei Dollar angekommen. „Das

sind Dinge, die direkt gemessen werden können“, erklärt der Abteilungsleiter. Der Anteil der als „arm“ eingestuften Menschen sei in Ghana von 52 Prozent im Berechnungszeitraum 1991/1992 auf 28,5 Prozent in den Jahren 2005/2006 gesunken. Das „Millennium Development Goal“ der Vereinten Nationen, die Armut bis 2015 zu halbieren, könne in Ghana voraussichtlich schon vor diesem Zeitpunkt erreicht werden.

Wenn die Wirtschaft weiter wachse, helfe das der gesamten Gesellschaft, meint Oku-Afari. Als Beispiele für Verbesserungen in den vergangenen Jahren nennt er neben Investitionen in das Verkehrsnetz und Fortschritten in der Energieversorgung auch die Bereiche Gesundheit mit der „Health Insurance“ und Bildung: So habe die Regierung dafür gesorgt, dass Grundschüler keine Schulgebühren mehr zahlen müssten und dass es an einigen Pilotschulen jetzt kostenloses Mittagessen gebe, was noch weiter ausgebaut werden solle. „Manchmal beschwerten sich die Leute, weil sie nicht sehen, dass sie mehr Geld in der Tasche haben“, hat er festgestellt. Da bedürfe es der Aufklärung, um die Erfolge im makro-ökonomischen Bereich zu erklären und klarzumachen, dass sie früher oder später auch in den mikro-ökonomischen Bereich durchschlagen würden. „Die Menschen müssen verstehen, dass man das Vertrauen der wirtschaftlichen Umgebung und der Investoren stärkt, indem man die Rahmenbedingungen verbessert – und dass sich das dann auch auf die wirtschaftliche Situation jedes Einzelnen auswirken wird.“

13. „Wir werden nichts tun, was die Demokratie untergraben könnte“

Es ist nicht einfach, in Ghana einen Termin zu bekommen. Schon gar nicht am Telefon: Permanent wird man getröstet und gebeten, später noch einmal anzurufen. Dabei ist es egal, ob dieses „Später“ genauer eingegrenzt wird oder nicht – zu einer konkreten Absprache werden auch der nächste und der übernächste Anruf nicht führen, und der überübernächste vermutlich auch nicht. Als ich das nach einigen Versuchen begriffen habe, fahre ich kurzerhand zur Parteizentrale der regierenden NPP, um dort direkt nach einem Gesprächstermin mit dem Generalsekretär zu fragen. Ich habe Glück: Nana Ohene Ntow ist im Haus, allerdings befindet er sich gerade noch in einer Besprechung. Ich solle doch einfach in den Besprechungssaal gehen und mich dazusetzen, sagt einer der Büroangestellten. Weil ich mir nicht sicher bin, ob ich ihn richtig verstanden habe, frage ich noch einmal nach – in dem Moment öffnet der Mann auch schon die Tür, schubst mich in den Raum und macht die Tür hinter mir wieder zu. Da stehe ich nun, während einige der wichtigsten politischen Köpfe des Landes mich anstarren. Einige etwas

irritiert, andere eher abweisend. Einer der Männer am Tisch springt auf und schiebt mich wieder nach draußen. Ich solle hier warten, sagt er, bevor er den Büroangestellten beschimpft. Dann geht er zurück.

Eine gute halbe Stunde harre ich auf dem Flur aus, ohne zu wissen, wie es weitergeht. Dann geht die Tür endlich wieder auf und die NPP-Leute strömen aus dem Saal. Offenbar hat jemand dem Generalsekretär mitgeteilt, wer ich bin und was ich will: Er kommt zu mir, um mir zu sagen, dass er noch mit jemandem verabredet sei. Wenn ich aber warten wolle, habe er in etwa einer halben Stunde Zeit für mich. Falls ich noch etwas anderes zu erledigen hätte, könne ich das gerne in der Zwischenzeit tun. Er scheint nicht verärgert zu sein über die unerwartete Unterbrechung und meinen etwas merkwürdigen Auftritt zuvor. Ich beschließe, mich nicht vom Fleck zu bewegen, damit er mir ja nicht entwischt. Und wieder habe ich Glück: Keine 30 Minuten später sitzt er mir tatsächlich zum Interview gegenüber.

Nana Ohene Ntow ist ein Profi. Er hält mir einen Vortrag über die Erfolge seiner Partei, ohne dass ich ihn dazu aufgefordert hätte. „Unser Präsidentschaftskandidat Nana Akufo-Addo hat eine so klare und starke Vision für die Zukunft, dass das ghanaische Volk unser Mandat erneuern sollte“, sagt er gleich zu Beginn. Die aktuelle NPP-Regierung habe enorm viel in den Bereichen Gesundheit, Infrastruktur und Bildung erreicht. „Wir haben mehr Schulen gebaut als irgendeine Regierung in der Vergangenheit, aber wir wollen da noch mehr tun. Unser Kandidat verspricht, jetzt auch die Schulgebühren für weiterführende Schulen abzuschaffen. Das Verkehrsnetz war in einem sehr schlechten Zustand – jetzt bauen wir einige der besten Straßen in Westafrika. Die Elektrizitätsversorgung war problematisch – das Programm der Regierung hat das geändert.“ Dies seien nur einige der wesentlichen Verbesserungen, sagt der Generalsekretär, die Liste ließe sich beliebig fortführen.

Ich möchte von ihm wissen, wie viel Geld die NPP in den Wahlkampf gesteckt habe. Das könne man so genau nicht sagen, antwortet er, aber man habe unter anderem Kosten für Plakate, Fahnen, Fahrzeuge, Benzin, Unterkunft der Wahlkämpfer und Essen gehabt. „Das war schon alles ziemlich teuer.“ Das Geld dafür sei von zahlreichen Spendern gekommen: „Von Menschen, die an unsere Partei glauben, und von Geschäftsfreunden.“ Wenn man sich die Zahl der Plakate in den Straßen und die der Anzeigen in den Zeitungen ansehe, könne man den Eindruck gewinnen, dass die NPP größere Summen zur Verfügung habe als die anderen Parteien, stelle ich fest. Ob er das erklären könne? „Nun, das mag so wirken“, erwidert Ntow. „Ich glaube aber nicht, dass die Anzeigen einem sagen können, wie viel Geld eine Partei hat.“ Zum Beispiel habe der NDC vor einer Weile 200 nagelneue Toyota-Pickups an seine Wahlkampf-Teams verteilt. „Wissen Sie, wie teuer

so ein Wagen ist? Fast 40.000 Dollar. Wir konnten das nicht.“ Insgesamt sei der Wettbewerb zwischen den Parteien aber aus seiner Sicht „sehr fair, sehr sehr fair“ gewesen.

Auf meine Frage, wie stabil die ghanaische Demokratie seiner Meinung nach sei, antwortet er: „Sehr stabil, vor allem verglichen mit anderen Demokratien in Westafrika oder generell in Afrika. Ich glaube, dass wir gut im Kurs sind.“ Er sei fest davon überzeugt, dass die Wahlen friedlich verlaufen würden – auch wenn der NDC anderes behaupte und schon vor Zuständen wie in Kenia oder Simbabwe warne. Wird die NPP das Wahlergebnis akzeptieren, auch wenn sie verlieren sollte? „Das ist die demokratischste Partei Ghanas, eine der demokratischsten in ganz Afrika“, sagt Nana Ohene Ntow. „Wir werden nichts tun, was die Demokratie untergraben könnte. Die Antwort lautet: Ja.“

14. Dieselben Fragen, andere Antworten

Dieselben Fragen richte ich ein paar Tage später an einen Mann in derselben Position, allerdings von einer anderen Partei – und bekomme erwartungsgemäß andere Antworten. Nur auf die erste Frage nicht. Johnson Asiedu Nketiah ist der Generalsekretär des NDC, und auch er will oder kann mir nicht sagen, wie teuer der Wahlkampf für seine Partei gewesen ist. „Wir haben solche Zahlen in Afrika nicht“, erläutert er, „leider. Wir haben keinen zentralen Pool, in den alle Spenden kommen. Es wird auf verschiedenen Ebenen gesammelt: lokal, regional und auch landesweit, da gibt es keine Gesamtzahlen.“ Als ich ihn auf meinen Eindruck anspreche, dass die NPP möglicherweise mehr Geld zur Verfügung gehabt haben könnte, erhebt er schwere Vorwürfe. „Wir vermuten, dass Drogengelder eine wichtige Quelle für sie sind. Die Regierung war so tolerant gegenüber Drogenbaronen, davon muss sie irgendwie profitiert haben.“ Fair sei der Wahlkampf auf keinen Fall verlaufen – das werde schon allein daran deutlich, dass der NDC von den staatseigenen Medien in der Berichterstattung stark benachteiligt worden sei.

Auf die Stabilität der ghanaischen Demokratie angesprochen, sagt der NDC-Generalsekretär: „Das ist immer relativ. Wenn man die Demokratie bei uns mit denen unserer Nachbarn vergleicht, kommt man sicher zu dem Ergebnis, dass wir die stabilste in dieser Gegend haben. Vergleicht man sie aber mit solchen außerhalb Afrikas, muss man sagen, dass sie immer noch sehr zerbrechlich ist.“ Immerhin habe Ghana bereits demonstriert, so Nketiah mit Blick auf die Wahlen des Jahres 2000, „und ich bin stolz darauf, ein Teil dieser Geschichte zu sein“, dass hierzulande eine friedliche Übergabe

der Macht an die Opposition möglich sei, wenn die Wähler das so wünschen. „Das hat damals funktioniert, weil der Glaube unserer Partei an die Demokratie so groß ist“, meint er. Die demokratischen Institutionen seien allerdings fragil, weil sie in den vergangenen Jahren von der NPP-Regierung massiv geschwächt worden seien. Das Parlament beispielsweise spiele kaum eine Rolle in der politischen Entscheidungsfindung, viele Medienhäuser seien in Staatshand oder gehörten Unternehmern, die der Regierung nahe stünden, und auch in das Gerichtssystem und in die Polizei hätten viele Ghanaer mittlerweile kein Vertrauen mehr. „Wenn man ein System hat, in dem niemand, der zur Regierungspartei gehört, von einer dieser Institutionen in die Pflicht genommen werden kann, dann ist das Diktatur – konstitutionelle Diktatur.“

Ob es rund um die Wahlen friedlich im Land bleiben werde, könne er nicht sagen – das liege in der Hand der Regierenden. „Sie sind dafür verantwortlich, Frieden, Recht und Ordnung beizubehalten.“ Auch von Johnson Asiedu Nketiah möchte ich zum Schluss wissen, ob seine Partei das Ergebnis der Wahlen anerkennen wird, wie auch immer es ausgehen mag. Er antwortet mit einer Gegenfrage: „Warum nicht?“ Wenn man eine transparente und fair ausgetragene Wahl verliere, sei das die Logik der Demokratie. „Wer über nicht anerkannte Wahlergebnisse und mangelnde Transparenz reden will, sollte das mit anderen tun, aber nicht mit uns. Das hat unsere Geschichte gezeigt.“

15. Endspurt in einem offenen Rennen

Langsam wird es spannend. Es sind nur noch wenige Tage bis zu den Wahlen, und wo man auch hinkommt: Sie sind das Hauptthema. Die Zahl der Wahlplakate in den Straßen ist noch einmal spürbar in die Höhe gegangen, in den Tageszeitungen sind nun ganzseitige Anzeigen der Parteien (vor allem der NPP) zu finden, das Fernsehen bringt Sondersendungen. Was meine Nachbarn in Accra und mich überrascht, ist, dass die Zahl der Stromausfälle in der Hauptstadt ausgerechnet jetzt ungewöhnlich hoch ist und dass sie ungewöhnlich lange andauern. Das ist nicht gut für die Regierungspartei, weil es die Menschen verärgert und weil die Regierenden für solcherlei Probleme verantwortlich gemacht werden. Auch ich bin nach dem zweiten 24-Stunden-Ausfall innerhalb von zwei Tagen genervt. Die Ameisen, die sich schon vorher im Bad sehr wohl gefühlt hatten, haben inzwischen auch das Kommando im nunmehr 30 Grad warmen Kühlschranks übernommen, und die Teelichter, die ich in weiser Voraussicht eingesteckt hatte, sind in der ghanaischen Hitze einfach geschmolzen. Dafür hat die Straße, in der ich

Quartier bezogen habe, kurzfristig ein neues Gesicht bekommen. Als ich angekommen war, hatte ich sofort gewusst, warum sie „Elephant Walk“ heißt: weil sie aussah, als seien mehrere Elefantenherden über sie hinweggetrampelt. Nun ist sie von einem Tag auf den anderen frisch planiert und kurz darauf sogar asphaltiert worden, und plötzlich können hier wieder Autos fahren. „Das hat die Regierung gemacht, um uns positiv zu stimmen“, meint Elvis, der an der Straße Guthaben-Karten für Handys verkauft.

Das Stimmungsbild ist nicht eindeutig. Ich spreche mit zahlreichen Menschen in diesen Tagen: Viele von ihnen hoffen auf einen Machtwechsel und wollen den NDC wählen, ebenso viele loben die bisherigen Errungenschaften der NPP und wünschen sich, dass deren Arbeit fortgeführt wird. Da ist zum Beispiel Yaa, die einen Kiosk auf der New Town Road besitzt. Vier Jahre hat sie in Saarbrücken gelebt und freut sich nun jedes Mal, wenn sie mit jemandem ein paar Worte deutsch sprechen kann. „Guten Tag, wie geht’s?“ lautet ihre Standardbegrüßung, wenn ich vorbeikomme, um Wasser einzukaufen. Nach Ghana ist sie zurückgekehrt, weil es ihr in Deutschland zu kalt war und weil sie dort nicht arbeiten konnte. Nun steht sie jeden Tag von 7 bis 19 Uhr in ihrem kleinen Laden, nur sonntags nicht: Da geht sie in die Kirche. Das sei harte Arbeit, sagt sie, aber immerhin habe sie hier Arbeit. „Generell hat sich die Situation in den vergangenen Jahren dank der guten Arbeit der Regierung verbessert“, meint Yaa. „Ich werde darum die NPP wählen.“

Taxifahrer Steven sieht das anders. „Es ist Zeit für einen Wechsel“, findet der Mann, der in der Nähe von Heilbronn zum Landmaschinentechniker ausgebildet worden ist und hervorragend deutsch spricht. Ich beginne darüber zu staunen, wie viele Ghanaer schon in irgendeiner Weise Kontakt zu Europa und speziell zu Deutschland gehabt haben. Steven hatte damals die Ausbildung in der Fremde angetreten, weil ihm ein Job in Ghana zugesichert worden war, wenn er sie erfolgreich abschließen würde. Als er zurückkam, gab es diesen Job nicht mehr. Zwar würden hier ständig Landmaschinentechniker gesucht, erzählt er – die würden aber so schlecht bezahlt, dass er sich einen anderen Job habe suchen müssen. Aus seiner Sicht habe John Atta Mills am kommenden Sonntag gute Chancen. „Die NPP-Leute haben sich einfach zu viel in die eigenen Taschen gesteckt, die Menschen hier sind unzufrieden“, meint der jetzige Taxifahrer. Zufrieden seien nur diejenigen, die von dem System profitierten. Der NPP-Wahlslogan „Moving forward“ sei ein schlechter Witz. „Im Gegenteil, es wird ja immer schlimmer. Man muss sich nur mal abends auf der New Town Road umsehen: Da legen sich die Leute zum Schlafen hin, weil sie kein Geld für eine Wohnung haben.“ Vom Wirtschaftswachstum habe bisher kaum jemand etwas mitbekommen. Als ich ihn auf die Neuerungen im Bildungs- und Gesundheitsbereich an-

spreche, die die NPP im Wahlkampf stets als Erfolge ihrer Regierungsarbeit feiert, lacht er bitter. „Freier Schulbesuch: Davon merkt man nichts. Freies Essen in der Schule: Davon merkt man nichts. Health Insurance: Funktioniert nicht. Wenn man ins Krankenhaus geht, wird man trotzdem nur behandelt, wenn man dafür bezahlt – das Geld stecken sich dann die Ärzte ein.“

Und dann gibt es da noch Menschen wie meine Mitbewohnerin Mercy, die gar nicht zur Wahl gehen wollen. „Ich bin von dem ganzen System nicht überzeugt“, sagt sie. „Wer hier einen Posten hat, macht es sich bequem – egal, von welcher Partei er ist.“ Wenn es um Politik gehe, sei sie etwas zynisch. Ich frage sie, ob man das System nicht ändern könne, wenn es wirklich so schlecht sei. „Wenn man versucht, das System loszuwerden, werden sie vorher dafür sorgen, dich loszuwerden“, antwortet sie. Sie werde am Sonntag auf keinen Fall ihre Stimme abgeben. „Ich wüsste auch gar nicht, für wen – die sind doch alle gleich schlecht.“

16. Wind of Change

Mein persönlicher Wahlmarathon beginnt am 7. Dezember gegen 6 Uhr morgens. Ich starte in einem Wahllokal mit dem klangvollen Namen „Heilige Dreifaltigkeit“, nicht weit von meiner Unterkunft. Als ich um die Ecke biege, sehe ich schon aus der Ferne die lange Schlange, die sich bereits um diese Uhrzeit gebildet hat – offenbar denken nicht sehr viele Menschen hier so wie Mercy. Einige haben sich Stühle mitgebracht, andere haben eine Bank organisiert, die meisten stehen einfach da und warten. Wie überall im ganzen Land soll auch hier um 7 Uhr der Startschuss fallen. Die Mitarbeiter der Wahlkommission, die die Urnen und den Rest des benötigten Materials mitbringen werden, sind noch nicht da. Die von den Parteien entsandten Vertreter schon: Sie wollen von Anfang an alles im Blick haben und sichergehen, dass alles mit rechten Dingen zugeht.

Das „Wahlbüro“ ist ein offener kleiner Platz zwischen einigen Wohnhäusern, nur wenige Meter von der Straße entfernt. Zwischen den Häusern sind Leinen gespannt. Ich lehne mich an einen Baum und beobachte einige Anwohner, die gerade ihre Wäsche aufhängen. Die Atmosphäre wirkt sehr entspannt, nur ein Hahn fühlt sich gestört von den ungewohnten Menschenmengen und läuft wie aufgescheucht über den Platz, kräht entrüstet die Frühaufsteher an. Auf der Straße beginnen die ersten Frauen damit, ihre Grills aufzubauen, um die Wartenden mit Essen zu versorgen. Die Wahlkommission hat festgelegt, dass Parteesymbole jeglicher Art im Umkreis von 200 Metern um jedes Wahllokal verboten sind, aber einer der NDC-Anhänger in der Schlange war besonders findig: Er hat sich „Wind of Change“

von den Scorpions als Klingelton auf seinem Handy installiert. Als er nun angerufen wird, reagiert er nicht sofort, damit das Lied etwas länger zu hören ist. Der Mann neben ihm grinst.

Um kurz vor sieben sind immer noch keine Offiziellen zu sehen. Die Schlange hat sich mittlerweile etwas aufgelockert, ein paar Wartende schlendern umher und unterhalten sich mit anderen. Dann plötzlich: ein lautes Hupen. Ein Pickup fährt vor und kommt mit quietschenden Reifen zum Stehen. Zwei Frauen in Uniformen und einige Wahlhelfer springen von der Ladefläche. Während die Gruppe noch die Urnen und die Unterlagen hinüberträgt, ist der Wagen auch schon wieder verschwunden. Im Beisein der Parteivertreter öffnen die Wahlhelfer kurz darauf die versiegelten Stimmzettel-Behälter und holen das Wählerregister, die Hefte mit den Stimmzetteln und das restliche Material heraus. Dann werden die nun leeren Urnen sorgfältig wieder versiegelt. Bis alle Formalitäten erledigt sind, dauert es noch eine Weile. Gegen 7.30 Uhr schließlich bilden die Wahlhelfer, Parteileute und Polizistinnen einen Kreis, nehmen sich an den Händen und beten gemeinsam für einen friedlichen Verlauf der Wahlen. Dann geht es los – eine halbe Stunde später zwar als geplant, aber ansonsten völlig komplikationslos.

Regina Afoa ist die Erste, die in der „Heiligen Dreifaltigkeit“ ihre Stimme abgibt. Schon seit 4 Uhr hat sie auf diesen Moment gewartet. „Ich wollte ganz früh hier sein, weil ich unbedingt wählen wollte und danach noch die Wäsche machen muss“, erzählt sie. Bevor sie aber hinter einer kleinen Pappwand den Abdruck ihres rechten Daumens für einen der Parlamentskandidaten ihres Wahlkreises und einen der Präsidentschaftskandidaten auf ihre beiden Stimmzettel setzen darf, muss sie ihren linken kleinen Finger tief in ein kleines Fass mit lilafarbener Tinte stecken – das soll Wahlbetrug verhindern und dafür sorgen, dass niemand mehrfach wählen kann. In den kommenden Tagen werde ich am kleinen Finger der Menschen erkennen, wer an der Wahl teilgenommen hat und wer nicht: Die Tinte lässt sich auch mit größter Mühe erst einmal nicht abwaschen. Als die Frau in dem leuchtend roten T-Shirt, auf dem mit großen Buchstaben „Ghana“ geschrieben steht, kurz darauf ihre Stimmzettel in die Urne steckt, lächelt sie. Auf meine Frage, wen sie gewählt habe, antwortet Regina Afoa voller Überzeugung: „Nana Akufo-Addo – er ist der beste Mann!“

Ich beobachte das Geschehen noch eine Zeit lang und beschließe dann, ein paar andere Wahllokale aufzusuchen. Wo ich mich in den kommenden Stunden auch umsehe, es ist überall das gleiche Bild: viele Menschen, die in teilweise langen Schlangen stehen und geduldig darauf warten, dass sie an die Reihe kommen. Von aufgeheizter Stimmung oder Gewaltbereitschaft keine Spur. Das bestätigt auch ein Blick in die Fernsehnachrichten, als ich gegen Mittag eine kurze Pause einlege. „So far, so good“, sagt dort Dr. Kwe-

si Aning vom Kofi-Annan-Friedenszentrum gerade, als ich einschalte. Er hoffe, dass es so friedlich weitergehe. Ein einziger Zwischenfall wird zu diesem Zeitpunkt berichtet: In einem Wahllokal im Süd-Ablekuma-Wahlkreis in Greater Accra hat es kurzzeitig Ärger gegeben, weil ein Mann in einem Partei-T-Shirt zur Wahl gekommen war. Die Kameras zeigen eine aufgebrauchte Menge, die ihm das Kleidungsstück vom Körper reißt und ihn dann verjagt. „Das hätten sie vielleicht auch etwas freundlicher machen können“, meint Dr. Aning im Fernsehstudio, „aber ich bin froh, dass nichts Schlimmeres passiert ist.“

Um Punkt 17 Uhr sollen die Wahlen in allen Wahllokalen des Landes beendet werden. Einzige Ausnahme: Wer zu diesem Zeitpunkt schon in der Schlange steht, aber noch nicht dran war, darf auch danach noch seine Stimme abgeben. An der Zentralmoschee im Stadtteil Nima ist man rechtzeitig fertig geworden. Als ich um 17 Uhr dort eintreffe, fangen die Wahlhelfer gerade mit dem Zählen der Stimmzettel an. Oben vor dem Eingang zur Moschee haben sie einen Tisch aufgestellt und ihren Bereich mit rot-weißem Plastikband abgesperrt. Unten an der Treppe stehen dutzende Männer, Frauen und auch Kinder, um auf das Ergebnis zu warten. Zuerst werden die Stimmzettel nach Parteien sortiert auf Stapeln abgelegt, wobei mit den Parlamentswahlen angefangen wird. Während langsam die Sonne untergeht und die Gruppe auf der Straße geduldig ausharrt, nimmt der Leiter der Wahlhelfer jeden Zettel einzeln von den Stapeln, hält ihn deutlich sichtbar in die Höhe und zählt dabei laut und für niemanden überhörbar. So vergeht eine Weile, bis am Ende feststeht, dass der Parlamentskandidat der NPP in diesem Wahlbezirk 272 Stimmen erhalten hat, der des NDC 299. Die Stapel der anderen Parteien sind deutlich kleiner.

Um kurz nach 18 Uhr beginnt die Auszählung der Präsidentschaftsstimmen. Weil der Sicherheitsmann nun beim Sortieren mithilft, verliert er die Menge, die immer noch da ist und wartet, aus den Augen. Von Minute zu Minute werden die Schaulustigen mutiger. Stufe um Stufe kommen sie die Treppe höher, bis die vordersten von ihnen schließlich nur noch durch das Absperrband von den Wahlhelfern getrennt sind. In der ersten Reihe stehen ausschließlich NDC-Anhänger. „Wir brauchen Wandel, wie in Amerika“, sagt Lukman Sa-ad, einer von ihnen. „Wir leiden, wir haben Hunger. Warum wohl nehmen die Menschen hier einen Marsch durch die Wüste nach Marokko oder Libyen auf sich, wo doch so viele dabei sterben?“ Die NPP habe in den vergangenen Jahren die ghanaische Wirtschaft zerstört. Und sein Freund Mohamed Abdala ist überzeugt: „Wenn die Wahlen fair waren, gewinnt der NDC.“

Mittlerweile sind die Stimmen für Nana Akufo-Adoo gezählt: 243 Wähler haben sich für den Spitzenkandidaten der NPP ausgesprochen. Als NDC-

Mann Atta Mills an der Reihe ist, wird es ganz still. Die Spannung ist förmlich zu greifen – einige zählen leise mit, andere legen ihrem Nachbarn eine Hand auf die Schulter und starren gebannt auf die Wahlhelfer. Als die bei 200 angekommen sind und immer noch viele Zettel auf dem Stapel liegen, klatschen die Leute begeistert in die Hände. Bei 243 beginnen sie, laut mitzuzählen und dabei im Takt zu wippen. „244, 245, 246“, rufen sie im Chor und können sich kaum noch bremsen. Als wenig später der 331. und letzte NDC-Stimmzettel in die Luft gehalten wird, kennt der Jubel keine Grenzen. So ähnlich muss es sein, wenn Ghana einmal Fußball-Weltmeister werden sollte, denke ich und frage mich, wo in diesem Moment wohl die 243 NPP-Wähler sind. Aber offensichtlich haben die sich einfach still und leise zurückgezogen, um die Party nicht zu stören.

17. Nach der Wahl ist vor der Wahl

In den nächsten Tagen heizt sich die Stimmung dann doch noch einmal auf. Nachdem die Ergebnisse aus den ersten Wahlkreisen veröffentlicht worden sind, zeichnet sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen ab. Schon am Montag erklären sich sowohl Nana Akufo-Addo als auch John Atta Mills zum Gewinner der Wahl – obwohl vorher abgesprochen worden war, dass genau das nicht passieren sollte. Weil ein solches Verhalten der Kandidaten in Kenia zu blutigen Unruhen geführt hatte, waren sich im Vorfeld noch alle einig gewesen, dass in Ghana nur die Wahlkommission das Ergebnis zu verkünden habe. Dieser Plan ist nunmehr hinfällig. Die Sprecher der verschiedenen Wahlbeobachter-Teams fordern die Politiker auf, sich mit vorschnellen Äußerungen zurückzuhalten, aber auch am Dienstag jagt noch eine Pressekonferenz die nächste. Darin beschuldigen sich die beiden großen Parteien gegenseitig des Wahlbetrugs und erklären, nur einen Sieg akzeptieren zu wollen.

Von den kleineren Parteien ist zu diesem Zeitpunkt schon gar nicht mehr die Rede. Je mehr Wahlkreise ausgezählt sind, umso deutlicher wird: Weder NPP noch NDC sind weit von den 50 Prozent entfernt. Sollte einer der beiden Spitzenkandidaten mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen erhalten haben, ist die Sache entschieden – wenn nicht, wird es in drei Wochen eine Stichwahl geben. Die Wahlkommission hat angekündigt, innerhalb von 72 Stunden das Endergebnis bekannt geben zu wollen, also bis Mittwochnachmittag, 17 Uhr. Noch bis wenige Stunden vorher aber ist völlig unklar, ob sie dieses Versprechen wird einhalten können. In mehreren Wahlbezirken müssen die Auszählungen wiederholt werden, in einem Wahlkreis sind die Ergebnisse angefochten worden. Trotz des verbalen Vorpreschens der Par-

teien zeigen sich die verschiedenen Wahlbeobachter-Teams insgesamt sehr zufrieden mit dem Verlauf der Wahlen. Aus Sicht der EU-Beobachter sei der Vorgang bisher offen, transparent und frei gewesen, hält Missions-Chef Nikolay Mladenov aus Bulgarien fest. Als EU-Parlamentarier wisse er, wie emotional eine Wahl sein könne – und vor allem auch die Zeit danach, wenn man auf die Ergebnisse warte. „Trotzdem bitte ich alle darum, die Ruhe zu bewahren.“ Und auch die einheimischen Wahlbeobachter von CODEO haben außer der Tatsache, dass es am Wahltag vielerorts wegen des Fehlens von Materialien erst mit Verspätungen losgehen konnte, keine größeren Unregelmäßigkeiten festgestellt.

Um kurz vor meinem Abflug noch ein wenig die Sonne und das Meer zu genießen, beschließe ich, am Mittwoch an den Strand zu gehen. Die Wahlkommission hat für den frühen Nachmittag eine Pressekonferenz angekündigt, darum nehme ich vorsichtshalber mein kleines Radio mit. Auch ein paar Zeitungen habe ich dabei, was offensichtlich den Wachmann, der für diesen Strandabschnitt zuständig ist, sehr interessiert. Nachdem er eine Weile verstohlen zu mir herübergesehen hat, fasst er sich ein Herz und fragt, ob er vielleicht mitlesen dürfe. Einen Augenblick später sitzen wir nebeneinander auf meinem Handtuch, reden ein wenig über Politik, hören Radio und lesen dann still in unseren Zeitungen. Zwischendurch gehe ich für eine Weile ins Wasser, und als ich zurückkomme, sehe ich ihn schon gestikulieren. „Es geht los, es geht los“, ruft er aufgeregt. Für jemanden, der in diesem Moment zufällig vorbeikommt, müssen wir ein lustiges Bild abgeben: er in seiner dunklen Uniform mit klobigen Schuhen und Mütze, ich tropfend im Bikini neben ihm – zwischen uns nur mein Radio, das er an mein linkes Ohr und an sein rechtes hält. So stehen wir da und hören, was uns Dr. Kwadwo Afari-Gyan, der Vorsitzende der Wahlkommission, zu sagen hat. Obwohl bisher erst 229 von 230 Wahlkreisen ausgezählt seien, stehe schon jetzt fest: „Es wird eine Stichwahl geben.“ Die Auszählung des letzten Wahlkreises könne auch rein rechnerisch nicht mehr dazu führen, dass einer der Kandidaten auf mehr als 50 Prozent komme.

Nana Akufo-Addo von der NPP hat schließlich mit gut 49 Prozent die Nase knapp vorn, John Atta Mills schließt die erste Runde mit knapp 48 Prozent ab. Trotzdem glauben viele der Ghanaer, mit denen ich vor meiner Abreise noch spreche, dass es der NDC-Mann in der zweiten Runde machen wird: weil die paar Prozent, die jetzt noch für die kleinen Parteien gestimmt haben, auf den NDC umschwenken werden und weil diejenigen, die einen Wechsel wollen, eher für einen zweiten Wahlgang zu mobilisieren sind. Dieser zweite Wahlgang findet am 28. Dezember statt – zu einem Zeitpunkt, zu dem ich schon seit zwei Wochen wieder in Deutschland sein werde.

18. Epilog

Meine Reise nach Ghana endet in Warendorf. Genauer gesagt: in meinem eigenen Wohnzimmer. Per Internet verfolge ich, wie die Geschichte ausgeht. Meine Gesprächspartner sollen Recht behalten – John Atta Mills wird tatsächlich der neue Präsident von Ghana, und zwar mit einer hauchdünnen Mehrheit von 50,2 Prozent. In einem der Wahlkreise muss zwar einige Tage später nachgewählt werden, weil am Wahltag keine Stimmzettel vorhanden waren, aber am Ende besteht kein Zweifel mehr: Es gibt einen Machtwechsel. Dass der NDC die Mehrheit im neu gewählten Parlament haben würde, war schon nach dem ersten Wahlgang klar gewesen. Die NPP hadert noch eine Weile mit ihrem Schicksal, doch dann spricht der noch amtierende Präsident John Agyekum Kufuor ein Machtwort: Sein Parteikollege Nana Akufo-Addo müsse die Niederlage akzeptieren und den Sieg des Gegners anerkennen. Damit kehrt schließlich Ruhe ein.

In deutschsprachigen Zeitungen muss man lange suchen, um Ausführliches über die Wahl in Ghana zu finden. Hätte es Mord und Totschlag gegeben, wäre vermutlich umfassender berichtet worden. Wer sich aber dennoch mit dem Thema beschäftigt, kommentiert positiv. So schreibt die Neue Zürcher Zeitung, dass die Stichwahl zwar von Spannungen und Mistönen begleitet gewesen sei: „Doch am Schluss siegte die Vernunft – und damit die Demokratie.“ Bundespräsident Horst Köhler schickt dem neuen ghanaischen Präsidenten am Tag nach dessen Vereidigung ein Telegramm, in dem steht: „Ihr Sieg in fairen und transparenten Wahlen ist ein eindrucksvoller Beleg für die nach 16 Jahren gefestigte Demokratie und die Achtung der verfassungsmäßigen Ordnung in Ihrem Lande. Beeindruckt hat mich die Akzeptanz eines knappen Ergebnisses durch alle politischen Lager und die breite ghanaische Öffentlichkeit. Sie und alle Bürger Ghanas können stolz auf das Erreichte sein.“

Mein persönliches Fazit lautet: Ghana hat mit dieser Wahl einen weiteren wichtigen Test bestanden, das steht außer Frage. Die derzeitige politische Stabilität sollte aber dennoch nicht für eine Selbstverständlichkeit gehalten werden. Eine der wichtigsten Aufgaben für John Atta Mills wird es sein, die Bevölkerung künftig stärker am Wirtschaftswachstum zu beteiligen. Wenn das gelingt, wird sein Land weiter eine führende Rolle in Afrika spielen können. Die Voraussetzungen dafür sind grundsätzlich vorhanden: Ghana ist immer noch reich an Rohstoffen, und auch das Öl, das hier vor einiger Zeit entdeckt worden ist, soll ab 2010 gefördert werden und für sprudelnde Quellen im Haushalt sorgen. Andererseits haben Untersuchungen ergeben, dass es paradoxerweise den Menschen in allen afrikanischen Ländern, in denen Öl gefunden wurde, jetzt schlechter geht als vorher. Auch da gilt es

anzusetzen. Die neue Regierung muss dafür sorgen, dass das Thema „Korruption“ endgültig der Vergangenheit angehört und dass sich ehrliche Arbeit für die Bevölkerung auszahlt. Dann besteht auch die Möglichkeit, dass Sampson Owusu-Boampong, der Geschäftsführer des Krankenhauses in Oyoko, eines Tages das Schild von der Eingangstür entfernen kann – weil die Aussage „The problem of Ghana are the Ghanaians“ dann nicht mehr gültig sein wird.

19. Danksagung

Von ganzem Herzen danke ich allen, die dazu beigetragen haben, dass diese Reise für immer ein unvergessliches Erlebnis bleiben wird. Winfried Mengelkamp und Hans-Christoph Boppel für ihre wertvollen Tipps im Vorfeld. Mike Nyarko für seine Hilfsbereitschaft und seine Einführung in die Landeskunde. Victoria und Abigail Quartey für ihre Gastfreundschaft. Nai Agyemang Wyetey Otabi III. für einen königlichen Empfang. Dr. Karsten Paust und Sampson Owusu-Boampong für wundervolle Tage in Oyoko. Dem besorgten Master Abu für seine regelmäßigen Anrufe. Den interessanten Gesprächspartnern beim Deutschen Entwicklungsdienst, bei der Deutschen Botschaft, bei der Friedrich-Ebert-Stiftung und bei der Konrad-Adenauer-Stiftung, die sich Zeit für mich genommen haben. Monique Hempte und Isaac Owusu-Mensah für die Einladung nach Yendi und entspannte Stunden unter dem afrikanischen Sternenhimmel. William Abakisi für sein ansteckendes Lachen. Julian Hoffmann und Father Justin für die höllischste Autofahrt meines Lebens. Father Moses Yaboah und Father James Achaa für ihre Herzlichkeit und ihre unerwarteten Geschenke. Henk Vermeer für zwei seiner kostbaren Tage und meinen ersten Palmwein. Ajoa Yeboah-Afari und Bright Kwame Blewu für journalistische Unterstützung. Jan Beek für tolle Gespräche und eine Lektion „Kochen für Anfänger“. Den unzähligen Menschen, die vor, während oder nach meiner Reise mit mir über die Besonderheiten Ghanas und meine Eindrücke von Land und Leuten gesprochen haben. Und besonders der Heinz-Kühn-Stiftung und Ute Maria Kilian, ohne die das alles überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Medasi!